



AM WEGE

NACHRICHTEN

DES GAU THÜRINGEN IM

T.-V. „DIE NATURFREUNDE“

5. Jahrgang

Oktober 1924

Nr. 10

Was nützt der Arbeiterschaft die Naturfreundebewegung?

Immer und immer wieder wird über Kulturaufgaben und Bildungsbestrebungen im allgemeinen oder im besonderen für unsere Naturfreunde-Bewegung geschrieben und gesprochen. — Notwendiger ist aber die Feststellung, ob unsere Bewegung einen Nutzen für das Proletariat hat, welche Grundaufgaben der Naturfreunde-Bewegung zufallen. Die einen betrachten heute die Naturfreunde als schöne Wandersportbewegung, d. h. als Zusammenschluß von Spaziergängern mit etwas Musik und Tanz — und andere als Kampffeld politischen Streites. Zu politischen Auseinandersetzungen und Aussprachen haben wir aber Parteien, in denen dies weit besser und nützlicher geschehen kann. In manchen Ortsgruppen setzt sich heute nur eine Partei fest und schaltet alle Andersdenkenden aus; ja, wozu aber da noch eine Ortsgruppe der Naturfreunde? Ehrlicher und einfacher ist doch dann eine Parteigruppe, Ausflüge von Parteimitgliedern. — Um nur zu wandern brauchen wir keine Naturfreunde-Bewegung und zu politischen Aussprachen auch nicht; beides können wir in jedem anderen Verband oder Partei auch tun. Hier wirft sich aber sofort die Frage auf: Zu was brauchen wir überhaupt eine Naturfreunde-Bewegung? Welchen bestimmten Zweck hat diese? „Ursache und Wirkung“, die ständige Naturbeobachtung und die mit dieser zusammenhängende naturwissenschaftliche Erkenntnis soll die Ursache sein, aus der als Wirkung die geistige Denkkraft entspringt. Die Naturfreunde-Bewegung hat als Hauptaufgabe die Schulung der Massen durch Betrachtung der Natur, Eindringen in die Geheimnisse und Gesetzmäßigkeit derselben und

durch die wissenschaftliche Erklärung der Zusammenhänge zwischen Natur, Wirtschaft und Gesellschaft. Nur wenn diese Aufgabe gelöst wird, hat die Naturfreunde-Bewegung einen Zweck und bringt dem Proletariat Nutzen!

Wenn wir von Kulturaufgaben sprechen, müssen wir als Naturfreunde die Grundaufgabe zu lösen suchen. Dazu müssen wir uns mit der Technik des geistigen Wissens befassen. Wir werden erleben, daß eine Umwandlung der heutigen in die klassenlose Gesellschaft nur von der geistigen Einstellung der Masse abhängig ist. Natürlich können wir nicht warten, bis alle sich geistig beschäftigen — aber ein bestimmter Teil muß doch geschult sein, damit wir die gesamte Wirtschaft, den Produktionsprozeß übernehmen und verwalten können. Heute ist diese Voraussetzung noch nicht erfüllt und wir müssen die Frage aufwerfen: Welches ist die Ursache, daß die Arbeiterschaft so gleichgültig in betreff geistiger Bildung im Beharrungszustande stehen bleibt und so stumpfsinnig wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Vorträgen und Arbeitsgemeinschaften fern bleibt?

Hier klärt die Technik des geistigen Wissens auf. Nicht die wirtschaftlichen Verhältnisse allein sind schuld. Ein Teil bringt den festen Willen, die nötige Energie nicht auf und der größte Teil kann beim besten Willen nicht mitarbeiten. Dieser Teil fängt mit an, kann aber den Vorträgen und Abhandlungen nicht folgen und bleibt weg. — Er bringt kein Interesse mehr auf. Die Technik des geistigen Wissens beschäftigt sich mit der technischen (nicht anatomischen) Gliederung des Gehirns, mit den Denkfunktionen und Denkorganen, dem Denkvor-

gang, mit den Begriffen Wissen und Können. Ueber die ersten Themen schrieb ich schon im Nachrichtenblatt. Sehen wir uns einmal den Denkvorgang an. Alles Denken wird nur vom Gehirn ausgeführt. Der Mensch kann nur das begreifen, von dem er sich eine bildliche Vorstellung machen oder was er mit einem erlebten oder ähnlichen Vorgang in Verbindung bringen oder mit dem er dies vergleichen kann. Wir müssen unseren Denkvorgang mit einem tätigen Kinoapparat vergleichen. — Wenn wir einen Vortrag hören oder ein Buch lesen, so müssen wir uns von jedem Begriff ein Bild im Geiste



anfertigen — vorstellen. Können wir uns etwas nicht bildlich vorstellen, so können wir es auch nicht erfassen — nicht in uns aufnehmen. Derjenige, der sich aber von den Begriffen keine bildliche Vorstellung zu machen vermag, verliert die Lust zum Hören und Lesen, er verliert das Interesse. Wenn wir uns aber Bild für Bild vorstellen und uns so eine Bildreihe, einen Film anfertigen, so haben wir dabei noch die Kontrolle, ob wir richtig dachten, denn wenn ein falsches Bild dazwischen ist, merken wir sofort, daß der Zusammenhang fehlt und wir müssen korrigieren oder fragen. Fehlt uns ein Bild, so hat unser Film ein Loch und dieses können wir ebenfalls durch dementisprechende Nachfrage einschaffen. Hören wir nun wieder einen ähnlichen Vortrag oder lesen ein Buch, so holen wir unseren Geistesfilm hervor und rollen diesen im Gehirn ab und vergleichen damit die neuen Bilder, d. h. wir verbessern und vervollkommen diese. Nach und nach muß dann ein großes Filmwerk entstehen, welches ein schnelles Denken, d. h. Begreifen möglich macht und uns dann blitzschnell urteilen und handeln läßt. — — Ja — das ist

alles sehr einfach — wenn — ja wenn dem Arbeiter zum größten Teil nicht die einfachsten Grundbegriffe fehlten. Dafür hat wieder das feine kapitalistische System in den Volksschulen gesorgt — wir haben einen Einputz, aber keinen Anschauungsunterricht gehabt. Die höheren Schulen haben einen solchen. Hier muß sehr viel nachgeholt werden. Unsere neuen Schulen, die Gemeinschafts- und Arbeitsschulen, drillen den Kindern nichts mehr ein, sondern schaffen alles durch Anschauung. Und wir Großen? Wir holen dies nach!

Wie ist dies am einfachsten möglich und wie schützen wir uns vor falschen Bildern? Durch den Anschauungsunterricht in der Natur. Durch Vervollkommen der Bilder in unseren Vereinsabenden, d. h. durch wissenschaftliche Aufklärung, wenn irgend möglich mit Lichtbildern. Ein Lichtbildvortrag hat oft mehr Wert als zehn andere Vorträge. Ist dies nicht möglich, so müssen wenigstens Zeichnungen an der Tafel als Erläuterung dienen. Einen tieferen Zweck hat aber der Anschauungsunterricht in der Natur noch — der Vergleich zwischen den Vorgängen in der Natur und unseren Wirtschafts- und Gesellschaftsformen muß uns die Augen öffnen und uns zum Kämpfer für eine natürlichere richtige Kultur- und Gesellschaftsform bilden. Es muß dann Licht werden, und dieses Licht wird den Morast kapitalistischer Unkultur und Verdummung hinwegfegen.

Nur in diesem Sinne hat die Naturfreunde-Bewegung einen Sinn und Zweck und eine Daseinsberechtigung und wird, — wenn alle Mitglieder, die sich so stolz mit dem Abzeichen schmücken, ihre Schuldigkeit tun, — für die Arbeiterschaft einen unschätzbaren Nutzen bringen.

Alle diejenigen, welche die Naturbeobachtung und die wissenschaftlichen Aufklärungen mit einer Handbewegung als nutzlos abtun wollen, verweigern dem Proletariat die Grundlage richtigen Denkens und machen das gleiche wie der Kapitalist: sie versuchen die Massen in Dummheit zu erhalten. Die Grundlage für einen Kämpfer für Menschenrecht und Menschenfreude ist vor allem eine wissenschaftliche Naturerkenntnis, eine freireligiöse Weltanschauung. Arbeiten wir unbeirrt und tatkräftig an dieser, unserer Aufgabe, in unserer Bewegung und in der ganzen Arbeiterschaft, so wird unser Touristenverein „Die Naturfreunde“ Nutzen bringen.

Fr. Fischer, Gera.

Das achte Wunder von Jena

Klein ist die Stadt und gering,
Doch zählt der Wunder sie viele.
Sind auch die Wunder nicht groß,
Wunderbar bleibt die Stadt.

Ueber Jena schwebt ein besonderes Flindum. Ein Hauch überlieferter Romantik spukt durch die Gassen der alten Stadt. Nach „Saale-Athen“ strömt alljährlich ein Fremdenstrom, zu dem auch nicht wenige „Naturfreunde“ gehören. — Es wäre hier nicht der genügende Platz einen Jenaer Fremdenführer herauszugeben, so verlockend es ist, ähnlich wie Efr. Sch. im Heft 8, „hinter das Heute“ einer geschichtlichen Stadt zu streifen. —

Meist ist es ja auch das Kulturzeigende einer Stadt, was den suchenden Wanderer anzieht. Alte Trachten, bauliche Anlagen, Denkmale usw. Aber neben all diesem, was andere Städte auch aufweisen, birgt unser Jena noch sieben besondere Wunder.

Auf einem Gang durch die Innenstadt gelangt man unwillkürlich zu dem Linden-umpflanzten Marktplatz. Das größte Interesse finden hier aber nicht der „obligatorische“ Brunnen oder das Johann-Friedrich-Denkmal, sondern der Rathhausturm mit seinem mechanischen Figurenüberwerk, dem Schnapphans. Er ist das augenfälligste der seit einer Stadtbeschreibung aus 1785 erwähnten sieben „Wunder“ von Jena. — Zu damaliger Zeit mag die Bezeichnung derartiger Kunstwerke als Wunder verständlich erscheinen. Doch der neugierige Sucher wird etwas enttäuscht sein, wenn er die aufgezählten Dinge erschaut.

Mehr Wunderlichkeiten sind es, die in den zwei studentischen Hexametern aufgezählt werden: Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris, Weigeliana domus — septem miracula Jenae, d. h. Altar, Kopf, Drache, Berg, Brücke, Fuchsturm, Weigelsches Haus = sieben Wunder von Jena.

Die gesamte Aufzählung mutet mehr als eine studentische Ulferei an ohne viel Wichtigkeit. Mit dem Altar ist der straßenunterführte Ostflügel der Stadtkirche gemeint. Unter deren offenen gotischen Bogen kann bequem mit Wagen hindurchgefahren werden. Mit den weiter aufgezählten Dingen: dem Schnapphanskopf, dem „Drachen“ (eine kuriose anatomische Konstruktion aus dem 17. Jahrhundert), dem Jenzigberg als eigenartige Gestalt, ist kein großes Auf-

hebens zu machen; und weil die alte Lamsdorfer Brücke für ihre Errichtung einen Dreier mehr kostete, wie der Stadtturm, zählt sie mit gleichem Recht zu den Wunderlichkeiten wie der Fuchsturm. Er ist zumindest noch als Wahrzeichen anzusehen, als einziger Rest der drei Hausbergburgen. Eine würdigere Rolle spielte das Weigelsche Haus in der bunten Reihe. Außer manchen anderen Merkwürdigkeiten hatte sein Besitzer, Professor Weigel (Lehrfähigkeit an der Jenaer Universität 1653—1699), ein astronomisches Observatorium auf dem Dach eingerichtet. „Augen hat die Natur dem Menschen verliehen, damit er den Himmel anschau und die Bewegungen der Welt zähle“, stand über dem ersten Stockwerk des Gebäudes als gemalter Spruch. Die Hausmitte empor führte ein senkrechter Schacht, durch den man selbst am Tage die Sterne erspähen konnte. Während dann der gelehrte Weigel seine Gäste die engen dunklen Treppen sieben Stockwerke hochsteigen ließ, war er mittels eines Aufzuges (Flaschenzuges) längst auf der Dachplattform angelangt. Kein Wunder damals, wenn die Besucher den vermutlich „durch die Luft gefahrenen“ Professor wie verheert anstarrten. Fast kam der alte Weigel in den Ruf, ein Zauberer zu sein infolge der wissenschaftlichen Kunststückchen, die er sich leistete: Morgens liet den Bewohnern des Hauses, es war ein ansehnliches Mietshaus, das Waschwasser aus einem Hahn in der Wand entgegen! — Der pfiffige Gelehrte täuschte seinen Gästen sogar vor, aus Wasser Wein werden zu lassen. Goff man Wasser in einen Trichter, dann floss daneben aus einem anderen Rohre Wein hervor. Ein Sentrohr vom Trichter aus führte in den Keller und drückte mittels des aufgeschütteten Wassers aus dem Weinfäß den Traubensaft empor. —

Die Zeiten ändern sich! — Aus dem Universitätsstädtchen ist heute mehr eine Industriestadt geworden. Vom einstigen Ackerbaustädtchen zeugt nur noch die Traube als Grenzzeichen auf alten Marksteinen. Auf den Berghängen wurde der, wenn auch als besonders sauer besungene, Wein gepflegt. Heute trägt das städtische Leben den Stempel einer geschäftigen Produktionszentrale. Bekannt als die Erzeugungsstätte weltbekanntem optischen Glases und optischer Instrumente. Allein die beiden Werke Schott und Zeiß beschäftigen 5½ Tausend Arbeiter und Ange-

stellte. Wie eine Zitadelle verfeinerter Bauart nimmt des Zeißwerk im Stadtmittelpunkt seinen Platz ein. — Ueber seine sonstige Bedeutung sei an dieser Stelle hinweggegangen. Sein Weltruf dürfte neuerdings durch ein ingenieures Werk noch mehr gehoben werden.

Hoch auf dem Riesengebäude wölbt sich, wie eine graue Ballonhülle, eine mächtige Kuppel. In ihrem Innern ist das Planetarium aufgestellt, ein ganz neuartiges, gewaltiges Vorfühungs-Instrument, das nicht nur einen Laien in Erstaunen setzt.

Das Altertum kannte nur sieben Weltwunder, wie sie Philo von Bizanz 150 v. Chr. beschrieb. Man rechnete dazu: 1. den Kolos von Rhodus, 2. die hängenden Gärten der Semirabis; 3. den Leuchtturm auf Pharos bei Alexandria; 4. das Grabmal des Königs von Mausolus von Karien; 5. den Tempel der Diana zu Ephesus; 6. die von Pheidias gefertigte Statue des Zeus zu Olympia. Sie alle sind längst zerstört, verwittert; nur eines hat die Zeiten überdauert. — In ihrer erhabenen Ruhe schauen noch heute auf die schweigende Wüste herab die pharaonischen Pyramiden! Als imposante Denkmale vorchristlicher Kultur: „... Fronworte trieben das gefangene Volk Israels an, in hartem Dienste Ziegeln zu streichen und zu brennen und Pyramiden zu errichten!“ —

Genau übertrumpfte die Weltwunderzahl. Es hat mit seinem Zeiß-Planetarium das achte Wunder erhalten.

Schon der Kuppelbau mit seinem Durchmesser von 16 Meter stellt eine neuartige Konstruktionslösung dar. Die riesige Halbkugel ist also ein Gittergerüst von hunderte gleichlanger Eisenstäbe zusammengesetzt und dann mit einer Spritzementwand bekleidet. Nur eine lichtdicht schließende Tür führt in das Innere, in dessen Mitte ein etwa 4-Meter-Kreis als Platz für das Instrument dient. Mit Hilfe desselben ist es möglich, die Erscheinungen des gesamten Sternenhimmels, soweit er für das unbewaffnete Auge sich zeigt, durch Projektion etwa 200 Personen gleichzeitig vorzuführen. Für das Deutsche Museum in München bestimmt, ist die erste Idee dazu aus einer Anfrage an die Firma Zeiß im Jahre 1910 hervorgegangen. Die jetzige Ausführung ist eine wissenschaftliche Arbeit des Dr.-Ing. Bauersfeld in der Firma Zeiß. Das erste Projekt stieß bald auf große Schwierigkeiten für seine Ausführung. Die Kriegszeit unterbrach die Arbeit, bis sie 1918 wieder aufgenommen wurde und dann die heute ersichtliche

Projektionsapparatur nach einer Arbeitszeit von zirka 7 Jahren entstand.

Das Zeiß-Instrument gestattet die Darstellung des gesamten Sternenhimmels mittels Lichtbildwerfen an die weißgehaltene Kuppelwandung. Ungefähr 4500 Sterne werden mit Hilfe von 31 kleinen Projektionsapparaten abgebildet, 11 weitere dienen zur Einfügung der Sternbildnamen. Auch der mattschimmernde Streifen der Milchstraße fehlt nicht, deren Zusammensetzung dem unzureichenden Auge unauflöslich erscheint. In jedem einzelnen der 31 Projektionsapparate befindet sich ein kleines, nach Originalaufnahmen zeichnerisch übertragenes Diapositiv. Um die der Erdachse parallel angeordnete Achse des Instruments dreht sich die gesamte Projektionseinrichtung, durch kleine Elektromotore angetrieben. Es gewährt einen imposanten Anblick, wenn plötzlich dem Zuschauer bei Einschaltung der bewegten Projektion der täuschend unergründlich erstrahlende Himmel mit den unzähligen Sternen vorüberzieht. Gleichsam, als sei plötzlich die große Kugel des Raumes abgehoben und der klarprächige Sternendom wölbe sich frei und weit über uns!

In einem beschleunigten Tempo ziehen Sonne, Mond, Planeten und Fixsterne in leuchtenden Bogen ihre Bahnen. Die tägliche Bewegung ist in einen Zeitraum von 4 Minuten zusammengebrängt, für besondere Zwecke sogar in einer Minute vorzuführen. Gerade dieser astronomische Zeitraffer ist der experimentell wertvolle Lehrzweck des Planetariums. Deutlich anschaulich werden dadurch die „Schleifenbahnen“ der Planeten. Diese eigenartigen, eigentlich scheinbaren Bewegungen erforderten eine besondere Vorrichtung, um dem Augenschein des als feststehend gedachten Beobachterstandpunktes von der Erde aus zu entsprechen. Auf diese Weise haben wir das Ptolemäische System vor uns, nach dem die Erde im Mittelpunkt des Weltalls ruht und Sonne, Mond und 5 Planeten in 24 Stunden einmal um die Erde kreisen samt der Fixsternsphäre. Eine derartige Darstellung entspricht, wie bemerkt, nur der scheinbaren Bewegung, während wir seit Kopernikus wissen, daß sich die Gesamtbewegung einschließlich unseres Planeten Erde um die Sonne vollzieht. (Die Erde fliegt mit einer Geschwindigkeit von zirka 30 Kilometern in der Sekunde auf ihrer Bahn um die Sonne.)

Im übrigen gestattet der sinnreiche Mechanismus des Zeiß-Planetariums auch die Vorstellung nach dem Kopernikanischen System auf die Weise,

daß also die Erde ihre Bahn um die Sonne vollführt (Jahreslauf), so erscheint die Sonne von Westen, wie es infolge der linksgerichteten Planetenbahnen um die Sonne auch faktisch der Fall ist.

Ueber die technische, komplizierte Einrichtung des Planetariums sei nur noch gesagt, daß neben Fixsternhimmel-Darstellung Planeten: mit Sonne- und Mondprojektion getrennte Instrumentarien bilden, die durch zweckmäßige Getriebe gekuppelt sind. Selbst die kreisförmige (!) Bewegung der schräglagernden Erdbachse (23°), die in 26 000 Jahren einen Kegelmantel beschreibt, ist bei der Fixsternapparatur berücksichtigt.

Als Maßstab der überaus erstaunlichen Konstruktionslösung eines Planetariums sei folgender Vergleich mit einer rein mechanischen Lösung ge-

geben: z. B. hätte die Sonne (nach Kopernikus als Weltmittelpunkt) einen Durchmesser (Φ) von 12 cm, so müßte die Erdkugel 1,3 mm Φ für eine Umlaufbahn von 15 m Radius haben. Der letzte Planet, einer der vier großen, Neptun, hätte 5,5 mm Φ für seinen Kreislauf im Φ von 450 m. Zu dieser Uebersicht müßte also ein Platz von 900 m Φ gegeben sein, um ein korrektes Verhältnis einzuhalten.

Mit der Projektionsdarstellung, wie oben geschildert, ist die wissenschaftlich möglichst genaueste glänzend gelöst. Dieses erste Instrument findet seine Aufstellung in der Kuppel des Deutschen Museums in München, während ein zweites, im Bau befindliches, in Jena als dessen „achtes Wunder“ den Besuchern für Besichtigung und Belehrung zugänglich bleibt. Fris Krapp, Jena.

Der Naturfreund und das proletarische Kind

Der Kapitalismus hat die Menschheit in ein System unwürdiger Knechtschaft geworfen. Die Kinder der Armen werden in der Schule mit vor-sintflutlichen Dingen, Geistererscheinungen und anderen nie dagewesenen Sachen geistig irreführt und zum Stumpfsinn und Untertänigkeit erzogen. Diese Erziehung ist klar und eindeutig. Die Kinder des Proletariats zu guten, gehorsamen und willigen Sklaven des Kapitals zu erziehen. Die traurige wirtschaftliche Lage zwingt die Eltern, in Fabriken zu schuften oder elend bezahlte Heimarbeit zu verrichten. Sie können sich nicht, oder sehr wenig um ihre Kinder kümmern. Diese sind sich meist selbst überlassen. Nun kommen die unsauberen Elemente der bürgerlichen Gesellschaft und entdecken ihr warmes Herz und wollen die Jugend der Arbeiter pflegen. Schundliteratur, Kino und andere schöne Dinge vervollkommen die Erziehung, um gefügige Ausbeutungsobjekte aus den Proletariatskindern zu machen. Und heute ist das proletarische Kind mehr denn je der Verwahrlosung und Beeinflussung seiner Klassenfeinde preisgegeben. Doch wollen wir dieses etwas genauer untersuchen. Der Kapitalismus zwingt nicht nur die erwachsenen Proletarier in die Arme des Unternehmers, er sieht im Arbeiterkind ein billiges und wehrloses Ausbeutungsobjekt. Legal ist die Ausbeutung der Kinder bis zu einem gewissen Grade verboten, illegal besteht sie weiter. Der Kapitalismus kehrt zu den wüßtesten Raubmethoden seiner Frühzeit, der Ausbeutung der

Kinderarbeit, zurück. In engen, muffigen dunklen Löchern, genannt Wohnung, haust das Proletariat mit dem edelsten Teil der Menschheit, den Kindern, und verreckt zu Tausenden. Die grauenhafte Wohnungsnot verschlimmert noch all das bis jetzt geschilderte. Unterernährt, krank, tuberkulös wächst unsere Zukunft heran. Doch, Genossen, hört die Stimmen der Kinder. In Thüringen schlafen von 13 899 Schulkindern 62 in keinem Bett, 2740 schlafen zu zweien und 1036 zu dreien in einem Bett. In Muhlha sind 70%, in Gotha 50% der Kinder unterernährt. Von 10 000 Geborenen starben im ersten Jahr im Regierungsbezirk Erfurt (Stadt) 18,17%, Erfurt (Land) 35,58%. Was bedeuten diese beliebig zu vermehrenden und grauenhaften Zahlen? Sie bedeuten, daß die körperliche und geistige Existenz unserer Klasse in Frage gestellt ist. Während die kapitalistischen Bucherer und Schieber in allen Genüssen schwelgen, siecht das proletarische Jungvolk, von dem der Münchener Physiologe Prof. Gruber schon 1920 sprach, dahin. Die Auswanderung auf den Kirchhof hat begonnen, welche bei den Wohlhabenden auf 5,2% und bei den Armen auf 42% geschätzt wird. Und ausgerechnet ist man jetzt auch in Thüringen drauf und dran, die Prügelstrafe wieder legal einzuführen, die Lehrkräfte abzubauen, die Klassenfrequenz zu erhöhen. Genossen, erkennt diese große Gefahr! Vor mir liegt eine Rundgebung der „Freien Lehrgewerkschaft“ (Gau Thüringen) vom Jahre 1921, welche fordert, das Kind zum freien Men-

schen zu erziehen, das sich nicht als willenloses Geschöpf durch rohen und mechanischen Zwang fremdem Willen unterordnet. Doch in der kapitalistischen Gesellschaft wird die freie Erziehung niemals Wirklichkeit werden. Man wird den Kindern nur soviel und das Lehren, als sie brauchen, um gutes Ausbentungsmaterial aus ihnen zu machen, während man die Kinder der Reichen mit allen Wissenschaften übersättigt. Kann das Proletariat diesem doppelten Verderb seines Nachwuchses untätig zusehen? Nein und wieder nein! Wie es kämpfen muß gegen die körperliche Verelendung, so muß es den Kampf aufnehmen gegen

die geistige Verwahrlosung seines Nachwuchses. Genossen, unsere Parole kann nur lauten: Sammlung proletarischer Kinder unter proletarischer Führung! Nicht Parteilindergarten, Erlebnisgemeinschaft oder Jugendpflege, sondern Einreihung in die Gesamtfront des Proletariats.

Naturfreunde! Sammelt die Kinder, ruft sie zusammen, geht mit ihnen wandern und spielen, zeigt ihnen die Schönheiten der Natur, das Schaffen der Tier- und Pflanzenwelt. Macht den Kindern all das begreiflich. Es wird nicht leicht sein, doch ist dieses die herrlichste Aufgabe, strahlende Kinderaugen werden euch danken. G. Auer.

Neußerliches

Man hat recht, wenn man sagt: „Nicht auf das Neußere, Neußerliche kommt es in der Hauptsache an, sondern auf den Geist, der unter diesem Neußeren steckt.“ Das soll und kann nun aber durchaus nicht etwa bedeuten, daß man nunmehr das Neußere, die Ausdrucksformen usw., einfach ganz beiseite stellt, seine Pflege zu einem Faktor 3. oder 4. Ranges stempelt, und sich nun lediglich darauf beschränkt, den Geist, bei uns also den Naturfreunde-Geist, zu fördern und zu pflegen. Nein! Wir wissen sehr gut, daß zwischen diesen beiden Faktoren, also zwischen den Neußerlichkeiten und dem Geist irgendeiner Bewegung, ganz bestimmte und in der Regel sehr innige Wechselbeziehungen bestehen. Es ist nicht immer der Fall, daß sich diese Wechselbeziehungen bei sonst einander ähnlichen Organisationen völlig gleichartig auswirken. Es spielen da noch andere Momente eine Rolle. Aber in der Regel wirken diese beiden Faktoren in ganz bestimmter Art und Weise aufeinander ein. Und weil das nun so ist, haben wir alle Ursache, auch einmal unser Augenmerk auf die Neußerlichkeiten unserer Bewegung, ich meine da vor allen Dingen die Kleidung, zu richten. Eigentlich ist es nicht ganz richtig, wenn man bei einer Bewegung wie der unserigen, die bestrebt ist, kulturell fördernd auf allen Gebieten zu wirken, auch in der Frage der Bekleidung, von der Kleidung als etwas Neußerlichem spricht. Gewiß ist's was Neußerliches, weil's draußen rum am Körper hängt. Aber für uns als Kulturbewegung kann sie doch nur sein etwas Geistig-Kulturelles, das äußerlich sichtbar gemacht worden ist. Sei's darum, wir wollen einmal das Letztere außer Betracht lassen und einmal untersuchen, welche Vorteile uns für die Bewegung

erstehen, wenn wir dieser Frage auch die nötige Beachtung schenken.

Wir haben als Mitgliederzuwachs zum weitest aus größten Teil solche zu buchen, die zu uns kommen als zu dem „Touristenverein“. Der Naturfreunde-Bewegung als „Kulturbewegung“ treten in der Regel nur die bei, die sich schon vorher über unsere kulturellen und ideellen Bestrebungen unterrichtet haben, die also schon wissen, was wir wollen. Und der größte Teil dieses kleinen Teiles unseres Mitgliederzuflusses kommt aus anderen, sei es bürgerlichen, sei es sozialistischen, Jugendorganisationen. Und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß diese Genossen und Genossinnen gerade wegen unserer Auffassung und wegen unserer Bestrebungen auf kulturellem Gebiet zu uns gekommen sind und noch kommen. Und wir werden nicht enttäuscht werden, wenn wir von diesen Mitgliedern erwarten eine verständnisinnige Verbreitung unserer Ideen nach innen und außen. Aber der größte Teil unseres Mitgliederzuflusses wird eben und kann ja auch nur aus solchen bestehen, die sich dem „Touristenverein“ als solchem, deutlicher als Sportverein, anschließen wollen und die wir aufnehmen müssen, wenn wir wollen, daß weiteste Kreise einer wirklichen proletarischen Kultur, wie wir sie eben propagieren, zugeführt werden. Und das wollen wir doch!? Also, praktisch ist es schon heute, ohne daß viel darüber geredet wird, so: Man tritt als einer, der den Wandersport betreibt, ein in unsere Bewegung und wird dann darin so lange bearbeitet, bis man „Kulturbewegler“ wird. Damit will ich nun natürlich nicht sagen, daß dem Nur-Wandersport jeglicher kultureller Moment fehlen muß. Nein!

Ich bin mir wohl bewußt, daß mit dem Wandern ein erhöhtes Verlangen nach kulturellen und ideellen Dingen verbunden sein kann. Ich sage ausdrücklich kann, nicht muß. Ich kann mir sehr gut denken, daß irgendwo Gruppen von Menschen existieren, die viel und ausgedehnt wandern und trotzdem Schundliteratur lesen, Zinimitanzen, ungeheure Mengen Alkohol konsumieren, um nur einige „Kulturerrungenschaften“ zu nennen, die wir bekämpfen. Wir haben ja heute, zumindest hier in Dessau, solch eine Entwicklung in der Schrebergarten-Bewegung zu verbuchen. Wenn ich recht im Bilde bin, entstand die Bewegung aus dem Gedanken heraus, die Menschen, die abgESPANNT von tagtäglicher Fron abends und Sonntags Zerstreuung in den Kneipen und damit beim Alkohol suchten, aus diesen und damit weg vom Alkohol, herauszuziehen durch Bieten von Zerstreuung und edlerem Vergnügen, und was bei proletarischen Herzen nicht zum wenigsten mitbestimmend ist, eines wenn auch kleinen pekuniären Vorteils, um sie dann, befreit vom Alkohol, besser höheren kulturellen Bestrebungen zugänglich machen zu können. Und wie sieht's da heute aus?! Man hat sich die Kneipen hinausgeholt in die Kolonien, sich dort Schankbetriebe (man nennt sie allerdings „Heime“, und es sind zum Teil schöne, große, steinerne Gebäude) errichtet und hat's nun nicht mehr gar zu weit zu seinem Glase Bier. Und was das Uebelste ist, es vergeht kein Sonntag im lieben langen Sommer, an dem nicht ein sogenanntes Gartenfest (jede Kolonie bringt's da mindestens auf zwei bis drei) abgehalten wird. Und bei jedem dieser Feste wird dann gezeigt, wie unkultiviert (Verzeihung!), „kulturell hochstehend“ diese Bewegung heute ist. Ungeheuer viel Alkohol wird vertilgt (ich kann mit geradezu erschreckenden Zahlen aufwarten), Tanzdielen und andere „Kulturerrungenschaften“ werden dann gezeigt. Es dünkt mir, die Naturfreunde-Bewegung hat etwas Gemeinsames mit der Schrebergarten-Bewegung. Nicht, daß sie dieselbe Entwicklung aufzuweisen hätte. Nein! Aber beide Bewegungen wollen dadurch, daß sie den Proletariern etwas Besseres, Schöneres bieten (wie durch Wanderungen und Ferienheim- und Hüttenwesen, die Schrebergarten-Bewegung durch die Gärten) und sie damit wegzuziehen versuchen von der Unkultur der heutigen Gesellschaft. Nur, der Meinung bin ich, müßte diese Auffassung mehr zum Ausdruck gebracht werden. Wir müssen mehr als bisher die Taktik befolgen, unsere Neuaufzunehmenden nach dem Grundsatz: „Ueber

den „Touristen- oder Sportverein“ zur Naturfreunde-„Kulturbewegung“! zu bearbeiten. Ich gehe dabei immer von dem Standpunkt aus, daß wir uns nicht darauf beschränken dürfen, nur eine kleine Anzahl, einen kleineren Kreis um unsere Ideale zu scharen, sondern daß wir danach trachten müssen, zu einer Volks- oder besser Völkerverbewegung, zu einer Massenbewegung, um mit einem gebräuchlicheren Ausdruck zu sprechen, werden müssen. Und bei der großen Masse ist heute mit nur kulturellen und ideellen Sachen und Worten wenig, oft fast gar nichts zu erreichen. Woran das liegt? Darauf kann man vielerlei Antworten geben. Helfen, daß dieser Zustand anders wird, können wir allerdings auch, wenn jeder einzelne von uns seinen Mann im gewerkschaftlichen und parteipolitischen Kampf steht. Aber wir haben nun einmal mit den bestehenden Verhältnissen zu rechnen und wollen doch vorwärts kommen. Wir müssen der Masse eben Konzessionen machen. Wir müssen bei der Mitgliederwerbung das sportliche (Sport ist heute bekanntlich alles!) und das Ferienheimwesen unserer Bewegung, also kurz den „Touristenverein“ mehr in den Vordergrund stellen und dann aber mit möglichster Beschleunigung dafür sorgen, daß aus dem Mitglied des „Touristenvereins“ ein Mitglied der „Kulturbewegung“ wird. Wir haben nicht nötig, und ich würde das unter keinen Umständen tun, dabei etwas unserer Eigenart zu vergeben. Es ist das lediglich eine Frage der Taktik, die sich der Verhältnisse wegen notwendig macht. Wenn man den „Touristenverein“ als äußeres Gewand betrachtet und die „Kulturbewegung“ als geistigen Inhalt desselben, wird man die innigen Wechselbeziehungen erkennen, die zwischen diesen beiden, sagen wir einmal Formen bestehen, die jedoch ein untrennbares Ganzes bleiben müssen und nicht etwa, wie ich es an der Schrebergarten-Bewegung gezeigt habe, auseinander- oder zerfallen dürfen. Und das können wir eben dadurch verhindern, wie schon gesagt, daß wir unsere „Touristen“ möglichst schnell zu „Kulturbewegern“ umformen. Die Frage steht nun offen, wie das zu geschehen hat. Ihr wißt alle, daß sich unsere kulturellen Bestrebungen auch auf die Kleidung erstrecken, daß wir aufräumen wollen mit der Unkultur, die auf diesem Gebiet getrieben wird. Ihr wißt auch, daß in dieser Beziehung jeder Mensch ein bißchen eitel ist, und daß da die meisten Menschen das machen bzw. anziehen, was ihnen andere als ihnen kleidsam

hinstellen, nicht, was ihnen als kultureller und hygienischer Fortschritt gepriesen wird. Hier haben wir den Hebel anzusetzen und den Neuen Klarzumachen, wie schön und gut, wie billig und dauerhaft vor allen Dingen unsere Kleidung ist. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn dann nicht binnen kurzer Zeit der „Salonwanderer“ abgelegt wäre und der wenigstens äußerliche „Kulturbewegler“ an seine Stelle getreten ist. Und nun dürfte es wohl der Größe und Stärke unserer Gedankenwelt nicht mehr schwerfallen, sie ganz zu den unserigen zu machen. Ich weiß mich frei von dem „Uniformsinnel“, der heute alle Kreise von rechts bis links befallen hat. Für mich kommt bei unserer Kleidung lediglich das praktische, gesundheitliche und auch kulturelle Moment in Frage. Ich propagiere auch keinen „Einheitsanzug“, nein, bei unserer Kleidung bleibt es ja der Eigenart jedes einzelnen überlassen, welche Farbe und welchen Stoff er wählt, nur die Formen, der Schnitt, wie man, glaube ich, sachmännisch sagt, muß derselbe bleiben. Aber ich weiß auch, daß die Kleidung einen Einfluß auf den Träger ausübt, daß gleiche oder ähnliche Kleidung das Gemeinschaftsgefühl stärkt. Das müssen wir uns zunutze machen. Hinzukommt noch, daß diejenigen, die wir durch Hinweis auf das Kleidsame zum Tragen unserer Kleidung gebracht haben, bald auch das Praktische und Billige merken, und sie darum um so lieber tragen und nun dadurch in gewissem Sinne geschützt sind gegen die „Versuchungen“, die an sie herantreten und sie zurückziehen wollen in die Unkultur der heutigen Gesellschaft. Wenn man auch von „dummen Jungen“ usw. spricht, wird man sich doch heute hüten, zu einem, der sich durch seine Kleidung als zu ihnen gehörig zu erkennen gibt, zu sagen: „Komm, wir trinken einen“ oder „Wir gehen mal schwofen!“ Soviel wissen die Leute doch schon von uns, daß wir was wollen und daß wir wissen, was wir wollen. Und daß unter unserem Wanderkittel doch oftmals eine höhere Intelligenz sitzt als unter ihrem modischen Jackett.

Noch auf eins möchte ich hinweisen: „Keinen Zwang ausüben!“ Kultur erzwingt man nicht. Durch Beispiel und Aufklärung in dem Sinne, wie ich geschrieben, läßt sich viel mehr erreichen. Auch dem Einwand, wir hätten unsere Kleidung den bürgerlichen Wandervögeln entlehnt, will ich begegnen. Es mag richtig sein, daß die ersten Träger dieser Reformkleidung Bürgerliche waren. Nichtsdestoweniger steckt aber in dieser Tat ein

Fortschritt auf kulturellem und hygienischem Gebiet. Und wenn nun auf diesem Gebiet der Kultur einmal ein Bürgerlicher revolutionär war, so darf uns das, daß es ein Bürgerlicher war, nicht davon abhalten, diese Tat als die, die es war, anzuerkennen und für die Weiterverbreitung dieser Reformkleidung zu sorgen. Wir vergebens uns dadurch nicht das geringste, denn, wenn die Bürgerlichen sie nicht zuerst getragen hätten, wären wir es doch sicher gewesen. Und die Kleidung an und für sich ist doch nicht immer unter allen Umständen etwas Bürgerliches. Wir sind eben wie die Bürgerlichen durch das Wandern, das beide treiben, wenn auch aus verschiedenen Gründen, zu dieser Kleidung gekommen und haben nur die Aufgabe, zu verhindern, daß unsere Genossen nicht in denselben Fehler verfallen wie die Bürgerlichen, daß sie sich isolieren und in kleinen Gruppen zusammentun, zu denen nicht jeder gewöhnliche Sterbliche Zutritt hat, und wo man erst auf Herz und Nieren, vielleicht auch auf die Ahnen, geprüft wird, ehe man aufgenommen wird. (Diese Tendenz, die man sogar bis zu einer Prüfung des Blutes an revolutionärem Gehalt ausgedehnt hat, soll in manchen Gruppen auch schon vorhanden sein!?) Der Unterschied in der Kleidungsfrage zwischen uns und den Bürgerlichen ist und muß also der sein: Die Bürgerlichen haben durch sie ein gewünschtes Mittel, ihr Isoliert-sein-wollen auf geistig-kulturellem Gebiet auch äußerlich zu dokumentieren und wir wollen alle Menschen zum Tragen unserer Reformkleidung veranlassen, um ihnen mit der Kleidung unsere ideellen und kulturellen Ideen einzupflanzen. Und wenn wir in dieser Frage diesen Standpunkt einnehmen, so ist das durchaus sozialistisch gehandelt, während die Bürgerlichen, wie ich geschildert, typisch bürgerlich handeln, wenn sie die Kleidung zu solchem Zweck benutzen. Wir sind also auch in dieser Frage, auch wenn wir ihnen äußerlich ähnlich sehen, himmelweit von den Bürgerlichen getrennt. Nicht das Äußere, sondern der Geist macht's. Wir haben aber erkannt, welchen großen Nutzen uns diese Kleidung bei unserer Arbeit bringen kann.

Darum, Naturfreunde, legt mehr Wert (mehr Mehrwert, das machen die Kapitalisten und Ausbeuter) auf euer Äußeres und auf das der anderen Genossen, haltet die Neuen, alle ohne Ausnahme, zum Tragen unserer Reformkleidung an, dann werden wir bald zu einer wahrhaften Massen-Kulturbewegung werden! E. Nagel, Dessau.

Arbeiterdichtung

R. Spengler, Ronneburg

Es ist Erntezeit. Ein schöner Sonntagmorgen lockt uns hinaus in die Natur, um uns an ihr zu erfreuen und den harten Werktag mit seinen dumpfen, rasselnden Maschinenräumen zu vergessen, um Geist und Gemüt zu stärken für den rauhen Kampf des Alltags. Durch die Fluren schlängelt sich unser Weg. Die Getreidefelder wogen, durch einen frischen Morgenwind bewegt, gleich einem Meer. Die strahlende Morgensonne verleiht dem reifen Getreide einen goldigen Schein. Hier sind auf einem Felde die Halme bereits der Sense zum Opfer gefallen, in Garben sind sie zum Trocknen aufgepuppt. Lärchen jubilieren über den Feldern. Dort ist bereits ein Streifen abgeerntet und das Korn in die Scheuer gefahren. Weiter in der Ferne sehen wir geschäftige Hände, trotz Sonntag, trotz Kirchenglockenläuten, emsig beim Mähen, Garbenbinden, Aufpuppen und Ernten. Ein Gedicht kommt mir in den Sinn und erzeugt trotz der freundlichen Landschaft in mir ein wehmütig-trochiges Gefühl:

Goldes glüht das Korn der Garben;
Segen unterm Himmelszelt
quillt aus abertausend Narben
unserer Welt.

Quillt und wächst zu heil'ger Bürde,
Menschen, unser Fleiß wird Brot!
Goldne Ernte bricht die Bürde
unserer Not!

Menschen, öffnet weit die Herzen,
tausendfält'ge Noane lacht!
Goldne Ernte bricht die Schmerzen
unserer Nacht.

Leuchtend glüht das Korn der Garben,
unserer Erde reinstes Gold,
und kein Mensch braucht mehr zu darben,
wenn ihr wollt! —

Wir wandern weiter, ein kleines Dorf müssen wir passieren. Güter, aus denen Wohlhabenheit blinkt, fesseln rasch das Auge. Aber nicht lange. Es bleibt an kleinen armseligen Häusern, man könnte sagen Hütten, hängen. Eine Schar kleine Kinder spielt davor; ihre ärmliche Kleidung, ihr ganzes Aussehen zeigt deutlich, daß es Kinder von Tagelöhnern, Landproletariern sind, von Menschen, die sich die Woche über für ein paar Groschen von früh bis spät bei den Bauern plagen müssen und jetzt am Sonntag sich mühen,

damit sie das wenige, was sie ihr eigen nennen, was sie in ihrer sehr kurz bemessenen Freizeit für sich bebaut, unter Dach und Fach bringen. Der Lohn reicht ja nicht aus und so müssen sie schufteten Sonntags wie in der Woche, damit sie die Lebensbedürfnisse der meist recht zahlreichen Familie befriedigen können. Es ist ja unumstrittene Tatsache: je größer das Elend, desto größer die Kinderzahl. Es bleibt diesen Menschen als einziges Vergnügen, das sie sich leisten können, der Beischlaf. Nicht einmal Zeit für ihre Kinder haben sie; die Kleinen sind sich selbst überlassen, die größeren müssen feste mitschufteten. In ihren Gesichtern und Gestalten ist ihr hartes Los abgebildet. — Ein freundliches Haus mit schönem Vorgarten, in dem wohlgepflegte Lannen stehen, ohne Stallgebäude, mit großem Obstgarten, in dem sich eine hübsche Laube und bunte Bienenstöcke befinden, lenkt unsern Blick auf sich. Wer mag der glückliche Besitzer sein? — Der Dorfpfaff ist es. Im Schlafmantel, mit buntgestickter Kappe, die lange Pfeife im Munde, schreitet er gemächlich im Garten umher und zählt die Äpfel an den Bäumen. Er ist von behäbiger, rundlicher Gestalt. Wieder kommt mir im Weiterschreiten ein Gedicht in den Sinn:

Im Sonnenbrand, auf staubiger Chaussee
Wandert, am Stricke die Ziege,
Ein altes, grauhaariges Mütterlein.

„Wohin mit der Ziege, Frau?“

Müde hebt sie den Kopf: „Schau,
Der Herr Pfarrer!“ Sie nickt.

„Ach Gott, Ehrwürden, die Ziege
Soll nach der Stadt. Ich muß sie verkaufen....
Hab' nicht satt....“ Sie zittert und schluchzt.
„Nicht satt!“ betrübt nicht der Pfarrer
Und läßt seinen Blick

Weit über die leuchtenden Felder schweifen:

„Da steht nun das Korn in unendlichen Reih'n!“ —

„Entschuldigen's, Herr Pfarrer,

Aber das ist nicht mein.“

„Ja, ja.“ Er nickt wieder. —

Dann von neuem hebt er die Lider

Nach der andern Seite:

„Seht, da in der Weidel

So fern man schaut — ein Ernteglück!

Erdäpfel dort — ach, Stück bei Stück,

Gewaltig läßt Gott den Segen gedeih'n!“

„Ehrwürden, verzeiht, die Kartoffeln gehören
nicht mein.“

„Wohl, wohl, liebe Frau. Die Güter der Welt
Sind ungleich verteilt.

Doch ist's mit der Seele nur wohlgestellt
Und Frohsinn im Herzen und Treue und Glauben,
Und laßt ihr euch euren Gott nicht rauben — —.“
Die Alte sinkt seufzend zu Füßen ihm hin:

„Herr Pfarrer, vergeht mir Sünderin!
Als die Ziege ich heut' aus dem Stalle nahm —
O — was da ein Gedanke mir kam!
Ehrwürden, Ehrwürden, nehmt's nicht als Spott,
Es bricht mir das Herze — — —
Wir Armen haben doch keinen Gott!“ — — —

Längst ist das Dorf entschwunden. Die Sonne
macht sich unangenehm bemerkbar. Es wird Zeit,
daß wir uns ein schönes Plätzchen zur Rast
suchen. Wir folgen dem Lauf eines munter dā-
hinfließenden Baches und bald tut sich vor uns
ein schöner Wiesengrund in stiller Einsamkeit
auf. Nichts erinnert an das Lärmen der Stadt
mit ihren Sorgen, Mühsalen und Elend, mit
ihren hochsprechenden Lastern und Progentum.
Ein beschauliches Plätzchen ist bald gefunden.
Die Kleider werden abgestreift und der Körper
den wohlthuenden Strahlen der Sonne ausge-
setzt. Fröhliche Spiele vertreiben rasch die kurze
Spanne Zeit. Das Mittagmahl wird zubereitet
und genossen. Danach gehe ich etwas abseits,
um zu träumen. Es träumt sich so schön, wenn
langsam die Wolken ziehn, wenn leise die Erden
und Weiden rauschen, wenn Grillen zirpen und
ab und zu ein Vogel seine Stimme erklingen läßt,
wenn Schmetterlinge lustig von Blume zu Blume
schweben und munter plätschernd das Wasser zu
Tal den Weg sich bahnt. Wieder hält ein Ge-
dicht meine Sinne gefangen und zaubert vor das
geistige Auge Bild für Bild:

Ruhig und breit fließt der Strom
Durch das ebene Land,
Und ich wandre verträumt
An dem plätschernden Strand:
„Sag', was macht dich so stark,
Sag', was macht dich so kühn,
Daß du mit ungebrochenem Mut
Schaffend kammst durch die Lande zieh'n?“

Murmeln die Wellen drauf:
„All unsre Freude und Kraft,
All unsern drängenden Mut
Hat uns die Jugend geschafft.
Als zu gemeinsamem Lauf
Bächlein zu Bächlein sich fand,
Fühlten wir alle die hübelnde Kraft,
Die uns hingustrieb ins offene Land.

Blieb so ein Bächlein allein,
So verschlang es der Sand
Und sein nutzloses Sein
Starb in der Sonne Brand.
Träge schleicht es sich fort —
Morgen wie gestern — und nun —
In Pfügen und Lämpeln erstarrt,
Mußt seine Jugendkraft ruh'n.

Aber wer tief in sich selbst
Freude und Jugendkraft hat,
Spület beiseite den Stein,
Sucht sich den eigenen Pfad:
Gräbt durch das Feld sich ein Bett,
Eilt durch die Wiesen dahin
Bis er im Tal mit den Brüdern vereint
Kraftvoll zum Meere kann ziehn.

Ruhig nun zieh ich dahin;
Sind auch die Berge nun weit,
In mir poget und waltet
Drängende Jugend noch heut.
Schwach ist nur der, der allein!
Träumer! was hörst du mir zu?
Mit deinen Brüdern bilde vereint
Stark und mächtig ein Ganzes du!“

Die Schatten der Bäume werden länger und
länger. Wir müssen scheiden von dem Ort unsrer
Erholung und Erbauung. Rasch geht's den Hang
hinan und vor uns ausgebreitet liegt das Land.
Die Sonne neigt sich zum Horizont, langsam
färbt sich der Himmel blutigrot.

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
Das geht bis an den Rand der Welt.
Mähle, Mähle, mähle!

Es stockt der Wind im weiten Land,
Viel Mählen stehn am Himmelsrand.
Mähle, Mähle, mähle!

Es kommt ein buntes Abendrot,
Viel arme Menschen schrein nach Brot.
Mähle, Mähle, mähle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,
Und morgen geht die Arbeit los.
Mähle, Mähle, mähle!

Es fegt ein Sturm die Fesler rein,
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein
Mähle, Mähle, mähle!

Bald sind wir dabeim angelangt; in unserer
Drust die freudige Empfindung: einen Tag aus-
genutzt zu haben zur Stärkung des Körpers und
Geistes.

Am nächsten Morgen ruft uns gellend die
Fabrikstreue in die Lärmenben, ungesund

Maschinenräume. Auf den Gesichtern vieler Arbeitskollegen ist zu lesen:

Kaum kräht der Hahn zum erstenmal,
So brennt auch unsre Lampe wieder,
Und neu beginnt die alte Qual
Und dröhnend fällt der Hammer nieder.
Für ewig ungewissen Lohn
Mühen wir uns rastlos ab auf Erden;
Die Not vielleicht kommt morgen schon,
Wie soll es erst im Alter werden?

Wir aber als Naturfreunde wollen und dürfen nicht phlegmatisch mit dahinleben. Wir haben wohl fast alle vom Baume der Erkenntnis gegessen und wissen, daß nur die Beseitigung der

Kapitalistischen Gesellschaftsordnung uns bessere Lebensbedingungen schafft. Deshalb heißt es für uns, kämpfen, daß es Licht werde in den Köpfen unserer Volksgenossen, und zu bilden, damit wir in der Lage sind, eine bessere Gesellschaftsordnung an Stelle der heutigen setzen zu können.

Mit keinem König möcht ich tauschen,
Ein Bettler, der den Blutorkan
Der neuen Zeit hört sturmwildbrauschen —
Und weiter stürmt auf stolzer Bahn . . .
Goldne Zukunftstore winken!
Hell strahlt der Freiheit Lichtpanier,
Der Bruderliebe Sterne blinken —
Und Herren dieser Welt sind wir! . . .

Wer wirft den ersten Stein?

Ein Raunen geht durch die Reihen der Naturfreunde. „Was ist los? — Ist etwas passiert?“ „Wißt Ihr's schon?“ „Was denn?“ Alles ist gespannt. Etwas Furchtbares muß geschehen sein. „Mein Gott, so erzähl doch!“ — Nach langem Zögern kommt endlich die Aussage, die der betreffende Genosse oder die Genossin schon wieder bereut haben, ehe sie ausgesprochen ist. Aber leider ist schon zuviel gesagt; es gibt kein Zurück mehr. Die Unwissenden drängen ja so sehr, daß man gar nicht schweigen kann. „Na, dann sollt Ihr's wissen.“ Die ersten Worte kommen deutlich heraus, dann aber wird die Stimme zum Flüsterston. „Habt Ihr's schon gehört? Der Genosse E. und die Genossin D. . .“ Wie von einer Tarantel gestochen fährt alles auseinander. Eine unbegreifliche Erregung bemächtigt sich aller. „Ist das wahr?“ „Pfui!“ „Die sollte sich schämen!“ sagt die eine Partei, ohne in Erwägung zu ziehen, daß die Genossin die Schuld nicht allein trifft, sondern ihren Partner ebenfalls. Die andere Partei aber sagt: „Was ist da weiter dabei?“ „Wie ist es möglich, daß etwas derartiges in dieser Weise an die Öffentlichkeit kommt?“ „Ihr, die Ihr Euch entrüstet, seid nicht besser als jene beiden, sofern sie Sünder sind.“

Und wir müssen der letzteren Partei recht geben. Wir ahnen natürlich längst, um was es sich handelt. Zwei Naturfreunde haben das Problem der freien Liebe einmal in die Praxis umgesetzt. Wie dürfen wir uns aber erlauben, über etwas abfällig zu urteilen, was wir auf unseren Wanderungen in der freien Natur alle Tage beobachten können. Es ist das große Erleben,

das wir Geschlechtsleben nennen. „Sehet die Vögel unter dem Himmel an“, sie paaren sich zu ihrer Zeit. Kein Mensch würde darüber abfällig urteilen. Die Pflanzen, die sich in ihrer Geschlechtszeit mit dem schönsten Blütenschmuck krönen. Die Blüte selbst ist ja der Geschlechtsteil der Pflanze. Sie schmückt sich mit den schönsten Farben, entfaltet sich frei, lockt durch ihren süßen Duft die Insekten an sich, um so ihrer Erfüllung entgegen zu gehen. Wir gehen nicht achtlos an ihnen vorüber, sondern betrachten sie im Gegenteil mit stiller Ehrfurcht, wissend, daß sie ihrer Befruchtung harret. Das ist das große Naturgesetz, dem alles Leben sein Dasein verdankt. Auch wir Menschen verdanken diesem Naturgesetz unser Leben. Es liegt an uns, es lebenswert zu gestalten. Dieses ewige Naturgesetz sollten wir als Naturfreunde als das Heiligste betrachten und nicht zwei jungen Menschen den Rücken kehren, die es für sich in Anspruch nahmen. Denken wir einmal darüber nach, ob wir selbst so frei von allem Uebel sind, um uns ein Urteil erlauben zu können. Ich behaupte „nein!“ Auch die für unseren Körper so überaus wichtige Nacktkultur könnte in einer solchen Gemeinschaft junger Menschen nie tiefere Wurzel fassen. Ein Blick, ein Wort würde das mühsam Errungene unmöglich machen. Darum, lehrt um und reicht den beiden eure Hände zum Zeichen, daß ihr sie nicht verachtet.

Es liegt nicht in meiner Absicht, dem Problem der freien Liebe zur Wirklichkeit zu verhelfen. Wir müssen vieles dabei bedenken, was uns zur Vorsicht mahnt. Unsere heutige Gesellschaftsord-

nung ist nicht dazu angetan, die Frucht der freien Liebe zu erziehen; es müßte denn eine große Umwälzung kommen.

Wie kann aber etwas an die Deffentlichkeit kommen, das doch tiefstes Geheimnis der Betreffenden sein sollte? Ganz einfach! Der Genosse fühlt sich groß in dem errungenen Sieg. Er sagte es seinem Freunde, der Freund wieder seinem Mädels usw., und so kam das Geheimnis unter dem Siegel größter Verschwiegenheit an die Deffentlichkeit. Jetzt ist es an der Zeit „Pfui!“ zu sagen. Genossen! wenn ihr einmal in diese Lage kommt, bedenkt eure Worte

und den Schaden, den ihr damit anrichtet. Ihr gebt nicht nur euer Geheimnis einer Gruppe von Menschen preis, die euch nie verstehen würde, die euch nur spannend zuhört, um wieder eine Neuigkeit zu erfahren, sondern ihr tretet damit den Ruf einer Genossin in den Staub, die sich mit vollem Vertrauen euch zu eigen gab. Und nicht minder schadet ihr der Ortsgruppe; denn es würde dann von unseren Gegnern gesagt werden: Jetzt wissen wir, warum ihr wandert. Die Natur und ihre Eigenheiten als Heiligstes zu betrachten, sei unsere erste Pflicht.

Otto Heise, Wittenberg.

Die Dornburger Schlösser

Als Goethe im Oktober des Jahres 1770 mit seinem Freunde Herzog Karl August von Weimar auf einem ihrer wilden Ritte über Apolda zum erstenmal den Dornburger Felsen emporritt, da fragte er letzteren: „Du führst mich ja einen bösen Weg. Wird sich's auch lohnen?“ „Warte nur,“ entgegnete Karl August, „wenn wir oben sind, wirst Du's sehen!“ Ähnlich erging es uns, als wir an einem trüben Oktobermitttag die unwirtliche Anhöhe emporstiegen. Bald sahen wir das kleine Städtchen Dornburg, das alte „Doringenburg“ (125 in ü. d. Saale), vor uns liegen. Auf einer Hochebene, die zur Saale steil abbricht, liegend, war es ursprünglich eine Grenz-feste gegen die Sorben.

Vor allem sind es aber die drei das Saaletal flußauf- und abwärts beherrschenden, hart am steil abfallenden Felsrand thronenden Schlösser, die in der gesamten deutschen Kulturwelt eine historische Berühmtheit genießen.

Das rechte älteste und umfangreichste Schl. ist ein Gemisch aus verschiedenen Bauzeiten. Es wurde von Heinrich I., dem Vogler, als Grenz-feste gegen die Sorben errichtet. Auf ihm hielten die Sachsenkaiser Otto I. (965), Otto II. (980) und Heinrich II. (1004) Reichstage ab. Später geriet die Pfalz in die Hände der Schenken von Burgula (Lautenburg), Saaleck, dann der Grafen von Schwarzburg, von Delamünde und 1486 des Kurfürsten von Sachsen. Im 30jährigen Kriege wurde sie von Kroaten geplündert und ging 1762 in weimarischen Besitz über.

Ein paar Schritte weiter wird das Mittelalter vom Rokoko abgelöst. Zwischen Rosenhecken schlummert das „Schlößchen Dornburg“, das in

den Jahren 1724—1748 unter Herzog Ernst August von dem Italiener Struzzi gebaut wurde. Zur Zeit des Reifrockes und der hohen Perücken fanden hier geräuschvolle Hoffeste statt. Aber auch ein historischer Staatsakt fand hier seinen Abschluß. Im „Marmorfaal“ wurde am 5. Mai 1816 die weimarische Verfassung, die erste in ganz Deutschland, beschlossen. In jenen reaktionären Zeiten eines Metternich ein kleiner Lichtblick, eine kleine Konzession, die man dem nach den Befreiungskriegen immer stärker werdenden demokratischen Gedanken zu machen gezwungen war! Das Innere des Schlosses ist in bezug auf die Ausstattung ganz im Stil jener Zeiten gehalten. Hier weilte auch Goethe oft und gern, entweder inmitten des Hofes oder auch allein, bis er dann in das südlichste Schloß übersiedelte. Im benachbarten Marstall befindet sich jetzt eine keramische Abteilung des Thüringer Staatlichen Bauhauses.

Zwischen Rosenhecken kamen wir nun zum „Goetheschloß“. 1824 wurde es von dem Herzog Karl August erworben und trägt seit diesem Zeitpunkt den genannten Namen. Es ist ein einfacher Bau in deutscher Renaissance mit drei Giebeln in Barock. Seine schweren braunen Mauern kleben so unmittelbar auf dem steil in die Tiefe abfallenden Felsrand, daß fast keine Handbreit Raum für einen Weg verbleibt. Das Schloß ist vermutlich in den Jahren 1530—1570 entstanden. Die Jahreszahl 1608 über dem Hauptportal und die Jahreszahl 1716 über den Türen des Obergeschosses sind wahrscheinlich erst später eingefügt worden. Im 17. Jahrhundert hat wohl ein vollkommener Umbau des Schlosses

stattgefunden. Damals ist wohl auch der von Goethe oft zitierte Spruch über dem Haupteingang:

Gaudeat ingrediens, laetatur et aede recedens.
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus.

und von ihm überseht: „Freudig trete herein und froh entferne dich wieder! Ziehst du als Wanderer vorbei, segne die Pfade dir Gott!“ eingemeißelt worden. Das Äußere und Innere des Schlosses ist reich an architektonischen und sonstigen Kostbarkeiten. Unter ihnen seien nur die beiden prächtigen Lüren (Frühbarock des 17. Jahrhunderts) des „Karl August-Zimmers“ genannt. Karl August kaufte das Schloß von dem Freigutsbesitzer Stohmann, nach welchem es auch das „Stohmannsche Schloß“ bezeichnet wurde. Auf Goethes Anraten ließ er auch die schmale, beschwerte Wendeltreppe sperren und dafür die bequeme Freitreppe einbauen. Goethe verbrachte mit Karl August oder auch allein in diesem einzig gelegenen Schloß wundervolle Herbst- und Sommertage. Einen getreuen Abriß dieser Zeiten bilden seine Briefe und Tagebücher. Sie sind voll von Berichten über seine Stimmungen, Arbeiten und Erholungsstunden.

Als wir dann in der „Bergstube“ in der Südwestecke des ersten Stockes standen und überrascht die herrliche Aussicht auf das Saaleetal genossen, da konnten wir jene Frage Goethes an Karl August, ob es sich auch lohnen werde, mit einem: „Ja! Es lohnte sich!“ beantworten. Goethe, der für die Natur so außerordentlich Empfängliche, als er zum ersten Male die Aus-

sicht vom Dornburger Felsen genoß, er konnte sein Entzücken darüber nicht verbergen. Im Laufe der Jahre kehrte er immer wieder hierher zurück, um Erholung zu suchen oder in der Stille zu arbeiten. Das Eckfenster der „Bergstube“ trägt unter Glas und Rahmen eine Inschrift von ihm: „1828 vom 7. Juli bis den 12. September verweilte hier Goethe“. Das waren die trüben Monate nach Karl Augusts Tode, da Goethe seine tiefste seelische Erschütterung über den Heimgang des Freundes hierher in die Einsamkeit trug. Hinter der „Bergstube“ befindet sich, durch eine niedrige Lür mit ihr verbunden, die Schlafkammer. Interessant ist auch die Tatsache, daß an dem Fenster, an dem Goethe seine barometrischen Ableesungen machte und wo sich noch heute seine eigenhändigen Skalen befinden, jetzt auch sein Barometer wieder angebracht ist, den man in einem anderen Teil des Schlosses wiederfand. Im „Karl-August-Zimmer“ auf der anderen Seite des ersten Stockes fällt dem Besucher der große lederne Schlummerfessel Karl Augusts sowie der unendlich lange Divan auf; Karl August ließ ihn besonders anfertigen, damit die beiden Freunde auf ihm ihr Mittagsschlafchen gemeinsam machen konnten.

Als wir dann auf der schmalen Wendeltreppe herunterstiegen, da konnten auch wir mit innerer Genugtuung beim Verlassen des Hauses in Abänderung des Spruches von uns sagen: Gaudeat exgrediens, laetatur et aede recedens . . . (Freudiger trete heraus und froh entferne dich wieder!)
Willy Ulrich, Ilmenau.

Süßenborn – Taubach – Ehringsdorf

Namen dreier unscheinbarer Ortschaften bei Weimar, aber heute in fast jedem einschlägigen wissenschaftlichen Werke erwähnt. Ja, was Taubach anbetrifft, so hat dies sogar zu einer umfangreichen Literatur Veranlassung gegeben.

Zunächst Süßenborn. Nicht das Dorf interessiert uns, sondern die Spur eines alten Flußlaufes, und zwar, das sei gleich vorweg genommen, der Ilm, in Form eines ausgedehnten Schotterlagers östlich des Ortes, das zu allerhand Zwecken abgebaut wird und immer mehr verschwindet. Eine mächtige Flußschlinge hat dort die Absehung dieser Geröllmassen begünstigt. Sie haben keinerlei Beimengung von Feuerstein, sind also vor der Haupteiszeit dort abgelagert und wird ihre Entstehung von dem Spezialforscher

und Geologen Dr. Sörgel, Lützen, in die erste Zwischeneiszeit verlegt. Dem entspricht auch der vom genannten Forscher festgestellte Flußlauf und entsprechende Talau. Eine örtliche Geländebefichtigung würde das deutlich veranschaulichen. Das schließt natürlich nicht aus, das eine noch ältere Urilm geradewegs von Bad Berka kommend über Umpferstedt, Süßenborn, Dörmannstedt, Pfiffelbach und wahrscheinlich in Richtung Rastenberg geflossen ist und erst später im sog. Ilmgraben von Mellingen fast rechtwinklig nach Weimar ihr Bett suchte und von da nach Apolda, Sulza usw. der Saale zuellte. Denn in allen genannten Orten befinden sich Kieslager von Thüringerrwaldgestein. Damit ist auch der Ursprung des Materials angedeutet.

Es entstammt dem Flußgebiet der jetzigen Ilm, und zwar in Süßenborn etwas mehr als die Hälfte aus den Buntsandstein- und Muschelkalkformationen, die im untersten, unmittelbaren Flußgebiet anstehen; während das übrige vom Oberlauf herrührt. Da finden sich die „Langen Berg“-Quarzite von Amt Gehren, die Porphyre des Ilmenauer Gebietes, Zellquarz aus der Zechsteinformation, verkieselte Hölzer aus dem Rottliegenden usw. Die Struktur der Schotterwand ist sehr unregelmäßig und läßt auf fortwährende Veränderung der Strömung schließen. Ungeheure Wassermassen sind zum Transport nötig gewesen und die hier und da eingebetteten zentnerschweren Blöcke können nur durch Eisschollen dahin gebracht sein. Diese zwischeneiszeitlichen Schmelzwässer waren also massiger. Das Gebirge braucht kaum merklich höher gewesen zu sein als heute, aber die Abhänge müssen frei von Vegetation gewesen sein, denn unser heutiger bewachsener „Wald“ würde nicht diese Schottermassen liefern. Das Klima muß also kälter gewesen sein. In den Niederungen dehnten sich weite Steppen. Trotzdem mögen einzelne Waldinseln an den Flußufern vorhanden gewesen sein (nach Sörgel). Alle diese Folgerungen werden noch bekräftigt durch die

zahlreichen, wenn auch schlecht erhaltenen und mit großer Mühe oft zu bergenden Funde von Knochen und Zähnen, der zu jener Zeit lebenden Tiere.

Da tritt zunächst das kälteliebende Manimut (El. primigenius) als Steppentier in Erscheinung. Auch El. trogontheri, sein Vorfahr, ist in Zahnresten gefunden. Weiter werden gefunden Rhinoceros etruscus, Renntier, Niesenhirsch, Elch, Urstier, Wisent und verschiedene andere. Selbst Schalenreste einer kälteliebenden Uferschnecke finden sich in den Sandlinsen der Kieswand. Alle diese Tiere weideten in der Steppe und den Waldinseln, kamen zuweilen an das Ufer zur Tränke und gingen im Fluß oder auch sonst zugrunde. Ihre Reste wurden durch das Wasser in die Schotterlager transportiert und eingebettet. Also nicht direkt an der Fundstelle sind sie zugrunde gegangen, sonst müßten sich einmal ganze Skelette vorfinden, was bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist. Das Vorhandensein des Urmenschen ist hier noch nicht beobachtet worden. Sein Auftreten fällt in die Umgegend Weimars erst in die zweite Zwischeneiszeit und ist mit dem Namen Taubach eng verbunden.

Dort treffen wir uns das nächste Mal zu einer Besichtigung. Edwin Schneider, Weimar.

„Militarismus“

Ja! Militarismus! sage und schreibe! Nicht Pazifismus! Wenn man ein Gericht ankündigt: „In Butter gebackene Kellerstufen mit Zahnstochern!“ weiß jeder, daß das, wenn auch ein sehr dummer, so doch eben ein Wiß sein soll. Wenn man aber durch das Phyletische Museum in Jena geht und einen Schrank „Militarismus“ findet, dann weiß man nicht, was das bedeuten soll.

Phylum heißt Stamm und Phyletisches Museum will, wie es seine Front auch erkennen läßt, Stammesgeschichte und Individualgeschichte im Lichte der großen Entwicklungstendenzen der Natur zusammengeführt und die biogenetische¹⁾ Regel weiter ausgebaut darstellen. Daß dabei eine große Zahl von Begriffen ihre Erklärung finden müssen, ist klar. So muß der Artbegriff, die Variabilität²⁾, Vererblichkeit, das Mendelsche Gesetz, der Einfluß von Klima, Sonnenbestrahlung, Gewohnheit und Gebrauch der Organe die Ent-

wicklung bestimmter Organfragen und die allgemeine und spezielle Keimesgeschichte (Embryologie) berücksichtigt werden. Auch biologische Momente, wie Koloniebildungen, Lebensgewohnheiten, Brutpflege, das technische Prinzip sind mit heranzuziehen, kurz, die Entwicklungsimpulse gilt es in bestmöglicher Form neben der Tatsache der Entwicklung darzustellen. Was Militarismus und Stammesgeschichte miteinander zu tun haben, ist leider auf keiner der Drucktafeln bis jetzt bekannt gegeben.

Die Hunderte von Genossinnen und Genossen, Hand- und Kopfarbeiter, die ich nun schon durch dieses Museum geführt habe, werden bestätigen können, daß meine Ausführungen dem Stammesgeschichtlichen Gedanken naheführten, daß aber in diesen Rahmen unmöglich der Militarismus hineinpaste. Militarismus und Pazifismus sind geistig-typische Einstellungen der Menschen auf andere menschliche Gemeinschaften. Dieser Ablehnung aus sachlichen Gründen möchte ich aber kurz eine Betrachtung des Schrankinhalts folgen

1) Biogenie = Entwicklungsgesetz des Lebens. 2) Variabilität = Fähigkeit der Organe, sich zu verändern.

lassen: Der Kugelfisch ist ein Meeresbewohner, der in Augenblicken der Gefahr an die Oberfläche geht und den Feinden im Meer seinen stacheligen Rücken hinhält. Flucht und Feigheit sind wesentliche Lebensäußerungen dieses Tieres. Ich glaube nicht, daß ein Vertreter dieser Eigenschaften an die Spitze gestellt wurde, weil damit zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß die militaristischen Anführer in der Mehrzahl so zu kennzeichnen sind. Dann sind einige Tiere, deren Gefräßigkeit in der Menschengesellschaft ein Patent und einen Ehrentitel erhalten würden. Daß der Militarismus unersättlich ist, wissen wir alle, und es wird wohl den hellsten Neid der Militaristen immer erwecken, wenn sie im ausgestellten Haimaul für kommende Freßorgien ganze Reservegarnituren von Zähnen paratliegen sieht. Auch nimmt es uns gar nicht wunder, daß in demselben Schrank, wenn nun einmal der Militarismus ausgestellt sein muß, die Blutgier ihren würdigen Vertreter im Tigerschädel findet. „Der beste Gottesdienst, liebe Kameraden, ist das Bajonett in der Brust eines Feindes!“ höre ich da den Divisionspfarrer vor Verdun von der Kanzel rufen. Aber noch nicht genug, die Hinterlist, Verrätherlichkeit, Blutgier und Giftigkeit des Militarismus, die Eigentümlichkeit der Stra-

tegen, repräsentiert die Kreuzotter ganz treffend. Daß ich's nicht vergesse, die Kriegsberichterstattung und Etappenmasse, die weitaus die größte Zahl der Militaristen ausmachen, sind ebenfalls würdig durch die Gefräßigkeit dargestellt. Wenn man aber Hochseestrandkrabben im Schranke ausstellt sieht und weiß, daß ihre Dickfelligkeit und ihr Stachelkleid eine Folge der hohen Brandung ist, ähnlich wie ein Handarbeiter eben hornige Schwielen vom Arbeiten erhält, dann kann man nur schwer erraten, daß eben hier auch eine Verkörperung des Etappenmenschen vor uns liegt, der bei allen Gefahren sich Dickfelligkeit, Gefühlslosigkeit und Gemütlichkeit selbst im tiefsten Sande zu wahren versteht. Kein einziges Objekt vermag den Militarismus als zur Entwicklungsgeschichte wesentlich von Erscheinung zu erweisen. Zur Ergänzung der lächerlichen Zusammenstellung in diesem Schrank fehlte nur noch der krähende Hahn auf dem Misthaufen als Vertreter des Renomistentums und der nach hinten ausschlagende und abprogende Esel als Beispiel für die Dummheit derer, die sich militaristisch ausbeuten lassen. Seitdem die sozialistische Regierung Thüringens zum Sturze kam, prangte das Schild „Militarismus“ an dem Schranke. Dies ist eine „Kulturthat“ in Jena. Walter Naabe, Jena.



Erstes Musikgruppentreffen in Weimar

Wir betrachten unsere Bewegung als eine Kulturorganisation des arbeitenden Volkes, wo sich Kunst und Wissenschaft frei entfalten und eine würdige Stätte in unserer Bewegung geschaffen werden muß. Dieses war das Leitmotiv unserer Konferenz in Weimar und muß es auch der noch folgenden Konferenzen sein und bleiben. Wir trafen uns zum erstenmal auf die Einladung der Musikgruppe Halle, um durch eine allgemeine Aussprache das herbeizuführen, was uns Naturfreunden so dringend am Herzen liegt, unsern internationalen Verein als Kultur- und

Bildungsinstitut der Arbeiterschaft auszubauen. Die Beteiligung der Musikgruppen im Gau Thüringen war trotz der wirtschaftlichen Not, eine sehr rege und offiziell waren die Ortsgruppen Sangerhausen, Müsdorf, Erfurt, Halle a. S., Ilmenau, Jena, Jeshitz, Apolda, Mühlhausen, Naumburg, Saalfeld, Triebes, Weiskensels vertreten. Eine Reihe anderer Ortsgruppen hatte zustimmend geschrieben, ohne Delegierte schicken zu können. Nach Einleitung einiger Musikstücke begann die allgemeine Aussprache. Wie pflegen und fördern wir die-Musik in unserer Natur-

freundebeziehung. Wir erkennen gern an, daß unsere heutigen Musikgruppen in der jetzigen Verfassung nicht im geringsten als vorbildlich zu nennen sind, wir wollen nicht über alte Fehler sprechen, sondern den Weg zeigen, der uns aus diesem Tiefstand herausbringt und uns die Möglichkeit gibt, aus den Musikgruppen Pflegestätten nur guter Musik zu machen. Hierzu ist vor allem eine gewisse Zentralisation erforderlich. Denn genau wie sich gleichgesinnte Menschen zusammenfinden und ihre Organisationen aufbauen, um damit ihre Ideale und Forderungen durchdrücken zu können, so müssen wieder dieselben Menschen innerhalb ihrer großen Organisation, die einer an sich besonderen, aber doch zusammenhängenden Sache dienen und sie fördern wollen, zusammenfinden und zentralisieren, denn nur auf diesem Wege ist es möglich, in unserm Kulturaufbau praktisch zu arbeiten. Gerade in unserer Wander- und Kulturbewegung müssen wir darauf bedacht sein, unseren musiklebenden Genossen und Genossinnen ein Betätigungsfeld einzuräumen, sie müssen den Kern zum inneren Vereinsleben geben. Es darf aber unter keinen Umständen gehen, daß die Abteilungen für sich Sonderinteressen erstreben, die ev. dem Verein sowie der Gesamtbewegung schaden könnte. Den Spielern muß es in allererster Linie klar sein, daß es separatistische Bestrebungen überhaupt nicht geben kann, sondern einzig allein nur die Sühnungen und Interessen unserer Organisation. Den einzelnen Gauleitungen muß anheimgegeben werden, sich mehr wie je um die Musikgruppen zu kümmern und sie als brauchbare Werbeabteilung für unsere Naturfreundebeziehung auszubauen. Hierzu wäre vor allem notwendig, daß die Leiter der einzelnen Gruppen einen gewissen Grad von Können aufweisen. Sache eines Gau-musikgruppenausschusses mit einem Gau-musikleiter ist es, durch theoretische und praktische Vorträge in den einzelnen Ortsgruppen tätig zu sein. Neben dieser freien Bearbeitung der einzelnen Ortsgruppen wäre es weiter notwendig, alljährlich eine Zusammenkunft der Musikgruppenleiter, wie auch ein allgemeines Treffen sämtlicher Musikgruppenangehöriger an möglichst zentralgelegenen Orten zu veranstalten. Ein weiterer Fortschritt wäre eine Umgestaltung unseres Gaublattes, vorerst ein kleiner Raum für unsere Musikgruppen. Auf allen unseren Tagungen und Konferenzen müssen aufklärende musikalische Referate ge-

halten und unsere musiklebenden Genossen angehalten werden, in den Bezirken und den Gebieten dahin zu wirken. Weiter muß gefordert werden, den Zusammenschluß der Musikgruppen von unten auf — Bezirk, Gebiet und Gau. Viel zu wenig ist in unserer großen Bewegung, die jetzt mit fast 500 000 Mitgliedern 14 Länder umfaßt, an Kulturaufbau getan worden. Unsere Musikgruppen werden bestimmt ein wichtiger bestimmender Faktor in unserer Bewegung, deshalb müssen wir unsere zentralen Instanzen in Wien aufrütteln, unseren „Naturfreund“ mehr im kulturellen Sinne auszubauen durch Aufnahme entsprechender Artikel. — Nach dem Referat setzte eine ausführliche Diskussion ein; es beteiligten sich fast alle anwesenden Vertreter. Die Richtlinien wurden im Prinzip gutgeheißen und sollen zu einer späterfolgenden Konferenz formuliert werden. Alle Redner waren sich einig, daß nur durch Zentralisation der Gruppen etwas erreicht werden kann. Die große Masse der kleineren Musikgruppen können nur auf die Dauer bestehen, wenn von irgendeiner zentralen Stelle mehr für sie getan wird. Die Konferenz in Weimar beschloß für den 19. Oktober in Erfurt eine Musikgruppenleiterkonferenz einzuberufen, die sich mit den nächstliegenden Fragen beschäftigen soll. Es sollen theoretische wie praktische Übungen vorgenommen, einheitliches Notenmaterial beschafft und vor allem soll der Musikgruppenausschuß zusammengestellt werden. Wir hoffen, unseren Musikgruppen genügend Material mitgeben zu können, damit sie es bei ihrer Winterarbeit gut ausnutzen und mithin vorbildlich arbeiten können. Es ergeht der Aufruf an unsere Ortsgruppen, restlos Delegierte zu entsenden, damit die vielen nachträglichen Anfragen von vornherein erledigt sind. Wir wünschen weiterhin, soweit wie es möglich ist, daß alle musiklebenden Genossen daran teilnehmen. Ihr werdet viele Anregungen mit nach Hause nehmen und eure Arbeiten danach einstellen. Eine besondere Einladung erfolgt diesmal nicht. Die Gebiets- wie Bezirksleiter ersuche ich an dieser Tagung ebenfalls teilzunehmen. Nun, Genossen, stellt euch restlos zur Verfügung, klärt die Arbeitsbrüder auf, die sich heute noch in bürgerlichen Vereinen musikalisch betätigen, beweist, daß es euch ernst ist mit unserem proletarischen Kulturaufbau!

H. Warschnit, Halle a. Saal.